



INSPIRIERT VON
**WAHREN
GESCHICHTEN**

Ralf Scharrer

Dem

WAHNSINN entkommen

Ein Stalking Roman

Ralf Scharrer

Dem
WAHNSINN
entkommen

Ein Stalking Roman



1. Auflage 2019
Copyright © Ralf Scharrer
www.ralf-scharrer.com
Verlag Henning & Scharrer
Richard Wagner Straße 51
50674 Köln

Das vorliegende Werk genießt urheberrechtlichen Schutz.
Jede Verwertung außerhalb der Grenzen des deutschen Urheberrechtsgesetzes
(UrhG) und ohne Zustimmung des Rechteinhabers ist rechtswidrig und kann
zu zivil- und/ oder strafrechtlichen Konsequenzen führen.

Insbesondere gilt dies für jede Vervielfältigung, Übersetzung, Mikroverfilmung
oder jedwede Verarbeitung oder Einspeicherung in elektronische Systeme.

Beratung Stil/Konzept: Sima Moussavian

Lektorat/Korrektur: Melanie Ronde

Buch- & Covergestaltung: Kreativagentur Blütezeit, Karlsruhe

Inhaber: Catherina Münz | www.bluezeit.de

Fotograf: Frank Rossbach
www.rossbach-photography.com

Covermodel: Jennifer Kirchhoff

Covermotiv © Ralf Scharrer

Herstellung: tredition GmbH, Hamburg

**Für alle Menschen,
die im Wahnsinn dieses Lebens
etwas Hoffnung suchen.**

Vorwort

Vielen Dank, liebe Leserinnen und Leser, für den Erwerb meines Debütromans - inspiriert durch die gesammelten Erlebnisse mehrerer Stalking-Opfer. Sie zeigen dadurch, dass Sie dazu bereit sind, sich aus der Perspektive eines Opfers intensiv mit einem lange tabuisierten Thema auseinander zu setzen und vielleicht die zukünftige Lage Betroffener zu verändern.

Ich habe jahrelang an diesem Buch gearbeitet, weil mich Freunde, aber auch Betroffene gebeten haben, einer breiten Öffentlichkeit den erlebten Stalking-Horror zugänglich zu machen. Damit will ich Ihnen, meine Leserinnen und Leser, nicht nur den Ernst des Themas näherbringen. Ich will Ihnen auch Mut machen, sich aus schweren Lebensphasen zu befreien, ihre Komfortzone zu verlassen und mutig zu neuen Ufern aufzubrechen.

Als Menschen dürfen wir Schwäche zeigen, werden manchmal sogar Fehler machen und gehen auf unserem Lebensweg öfter zu Boden. Idealerweise finden wir aber stets die Kraft, wieder aufzustehen. Um einen Weg wie diesen geht es in diesem Buch.

Mir ist es besonders wichtig, Täter als Menschen nicht zu verurteilen. Stattdessen zu verurteilen sind ihre Taten. Denn jedes Leben ist für mich uneingeschränkt wertvoll - nur das Handeln mancher Menschen ist es nicht.

Beim Lesen wünsche ich Ihnen neben wertvollen Erkenntnissen gute Unterhaltung. Hilfreiche Ratschläge erwarten Sie im Anhang am Ende dieses Buches.

Ihr Ralf Scharrer

Prolog

«Drei Arten der Liebe vergisst man im Leben nie», sagte meine Großmutter, ich war gerade erst 5. «Die Erste, die Falsche und die Wahre. Pass auf, dass dir die Falsche nicht den Glauben an die Wahre nimmt.»

30 Jahre ist das her. Bis heute versuche ich es. Will weiterhin daran glauben, aber wie soll ich bloß? Wie soll man an Märchenprinzen glauben, wenn Liebe über Leichen geht?

Keine Leichen im eigentlichen Sinn, aber zumindest Kadaver. Verwesende Kaninchen, die Fassungslosigkeit und Gestank im Hausgang hinterlassen.

Wie ein Kuscheltier.

Ich stehe ungläubig davor. In der einen Hand eine Schaufel, eine Plastiktüte in der anderen. Es sieht noch immer flauschig aus. Weich, warm und zwischen den Ohren hängt Stroh, das an bessere Zeiten erinnert. An Momente voll Leben, bevor es alle Viere von sich streckte. Zusammenbrach und liegen blieb, bis jemand es auf meine Schwelle legte. Den Kopf hat es zur Seite gedreht. Die Augen leicht geöffnet. Diese Augen. Schwarz gerahmt. Fast wie mit Mascara. Das restliche Fell war irgendwann weiß. Jetzt wirkt es eher grau. Wie ein Vorhang, den man beim Waschen jede Woche aufs Neue vergisst. Der Bauch trägt braune Sprinkler, die nicht immer da waren. Vielleicht erdbraun. Hat sich kurz vor dem Sterben wahrscheinlich im Dreck gewälzt.

Das würde ich gerne denken, aber auch Blut wird braun, wenn es trocknet, und nach offenen Wunden riecht es im ganzen Gang.

Wie in einem Horrorfilm. In einem von Polanski zum Beispiel - „Ekel“ - aber wer sieht sich die seit dem Sex-Skandal um ihn schon an?

Ob es wohl noch essbar wäre? Dann hätte sein Tod zumindest noch einen Sinn. Könnte, gut zubereitet, wenigstens noch jemanden erfreuen. Nur wagen will ich es nicht, denn: eins, zwei,

drei Fliegen sitzen schon darauf, und bevor sie Eier hineinlegen, muss ich mich überwinden. Etwas kürzlich noch Lebendiges in eine Plastiktüte schieben und in die Tonne drücken, als hätte sein Leben keinen Wert gehabt.

Als könne mein Blick Tote zum Leben erwecken, starre ich in die halbgeschlossenen Knopfaugen. Eigentlich mag ich Kaninchen. Habe sie in der Kindheit selbst gehalten. Sie geliebt und betrauert, wenn sie starben. Sie auf Haustier-Friedhöfen im Garten beerdigt, wo Kreuze aus Ahorn-Zweigen an ihr Leben erinnerten und für immer an meine Liebe zu etwas, das plötzlich nicht mehr da war.

Auch an heute werde ich mich ewig erinnern. Nicht an das Kaninchen an sich - ich kannte es nicht, aber an den Geruch beim Nachhausekommen und die Augen, diese Augen.

Draußen ist es finster, als ich den enttäuschten Blicken aus schwarz gerahmten Lidern einen Riegel vorschiebe. Umschwärmt von gierigen Fliegen öffne ich die Mülltonne. Klappe zu, Kaninchen tot und vergessen. Das nehme ich mir vor, als ich den Tonendeckel zurück auf die Öffnung drücke, aber der Verwesungsgeruch bleibt mir in der Nase hängen; der Geschmack von Blut auf der Zunge kleben. Und vor dem Gedanken an Blicke aus toten Kaninchenaugen können mich auch die Mülltonnenwände nicht schützen.

Auf meinem Weg zurück ins Haus denke ich an meine Kindheit.

Als ich zehn Jahre alt war, gab es in der Nachbarschaft diese Katze. An der Ecke zum Siedlungsspielplatz, ich sah sie jeden Tag. Die ganze Siedlung mochte sie, versorgte sie mit Futter. Ein aufgeschlossenes Tier mit stechend grünen Augen und grauem Fell. Wunderschön und wild.

Am Anfang hat sie mich fasziniert. War mir eine Freundin, ließ sich streicheln und spielte mit mir. Aber irgendwann beginnt die Pubertät. Den ganzen Tag mit streunenden Katzen zu spielen,

reicht plötzlich nicht mehr aus und je weniger Zeit ich für sie hatte - je mehr ich mich mit meinem Leben beschäftigte - desto mehr veränderte sich die Situation.

Ich veränderte mich und etwas in ihren Augen, wenn sich unsere Wege zufällig kreuzten. Sie schnurrte immer seltener. Fing an zu kratzen und biss, wenn ich sie ignorierte.

Ich machte mir Vorwürfe. Fühlte mich, als wäre ich an der Veränderung schuld. Wie ausgewechselt war sie: Das angenehme Auftreten, der sichere Blick, die verspielte Art - kaum noch wiederzuerkennen.

Manchmal folgte sie mir, wenn ich von der Schule kam. In sicherem Abstand, aber ich spürte sie hinter mir. Dass sie wirklich da war, wusste ich spätestens am Morgen, wenn mich die Schreie meiner Mutter aus den Träumen weckten. Das angewiderte Stöhnen, das durch das halb geöffnete Fenster in mein Zimmer kroch und der aufgebraute Klang ihrer Worte:

«Nicht schon wieder eine Maus.»

In der Küche roch es nach Zitrusreiniger und Semmeln, die niemand mehr essen würde. Appetit kann man nicht mehr haben, wenn man bei Sonnenaufgang über tote Mäuse stolpert.

«Liebesgeschenke», korrigierte meine Mutter. «Sie kämpft mit allen Mitteln um deine Aufmerksamkeit.»

Ich nippte beschämt am Kakao. Hätte der Katze gerne erklärt, wieso ich keine Zeit mehr für sie hatte. Hätte gern gesagt, dass ich mich ausprobieren muss. Mich finden will, mein Leben leben muss. Dass ich sie gerne habe, aber mich für sie nicht aufgeben werde, doch als ich sie das nächste Mal in der Siedlung traf, blieb ich stumm.

Sie hätte es nicht verstanden. Nicht verstehen können, denn Katzen sind keine Menschen und sogar in der Menschenwelt stößt man damit nicht immer auf ein offenes Ohr. Es dauerte noch ein Vierteljahr, bis sie mich in Ruhe ließ. Sie folgte mir nicht mehr nach Hause, brachte mir keine Mäuse mehr. Suchte sich neue Menschen, bis ich mich nicht mehr schuldig fühlte.

Wäre es nur so einfach, denke ich, als ich mit einem Lappen in der Hand auf dem Boden knie und über Kaninchenspuren schrubbe. Den Gestank heraus wische und die Erinnerung an tote Blicke aus schwarz gerahmten Augen , die sich wie Säure in mein Gehirn gefressen haben.

Ein Liebesgeschenk, genau wie damals – nur stammt es diesmal nicht von einer Katze und dass ich es nicht haben will, habe ich dieses Mal erklärt. Keine Liebesgeschenke, keine Liebesbriefe. Nichts von seiner Liebe und mit den Gedanken noch immer bei der Katze, hoffe ich, dass er es wie sie irgendwann versteht.

Länger als sie braucht er schon jetzt: länger, als sie überhaupt lebte. Insgesamt schon über ein halbes Jahrzehnt. Ich versuche die Jahre fortzuschrubben. Der Boden ist sauber, aber nicht mein Geist, deshalb schrubbe ich weiter. Schrubbe mit aller Kraft, bis mir die Hände müde werden und die Augen und der Verstand und sitze anschließend einfach bloß da.

Mit der Leere einer Geisterstadt im Blick starre ich den Boden an: So sauber, dass ich darauf essen könnte. Aber fürs Essen fehlt mir nach mehr als fünf Jahren die Muße. Fürs Schlafen, fürs Denken, fürs Fühlen - für alles.

Diese Ohnmacht. Wie ein hungriges Raubtier schleicht sie sich an. Beobachtet für eine Ewigkeit, bis sie mich aus dem Nichts überfällt, um mich auszuweiden - fast so wie er.

Ein kühler Luftzug. Ich halte inne, drehe mich vorsichtig um. Mit rasendem Herzen und nassen Händen, denn vielleicht ist er längst hier. Sieht mir womöglich heimlich zu, wenn ich schlafe, dusche, die Kleider wechsele. Weil er mich liebt, sagt er, weil er mich lieben will.

Was sieht er bloß in mir?

Eine Erfrischung, ein Abenteuer, eine Spielfigur vielleicht, die auf vorhergesehenen Bahnen über Schachbretter zieht, bis der Bessere gewinnt. Er will der Bessere sein. Der Mächtigere. Einer, der niemals verliert.

Wie konnte ich es nur wagen, ihn nicht zu lieben?

Weil ich an wahre Liebe glaube, würde ich gerne antworten. An zwei Menschen, die sich als Ganzes empfinden. Einander den Himmel auf Erden bereiten und lieber sterben, als den anderen leiden zu sehen. Lieber sterben, als vor fremde Türen tote Kaninchen zu legen, die Verwesungsgestank hinterlassen. Fassungslosigkeit und Ohnmacht.

Lass mich endlich in Ruhe, will ich rufen, schreien, sagen. Habe ich gesagt - nicht einmal: zehn, hundert, tausend Mal. Aber je öfter ich es sage, desto schlimmer wird es. Blumensträuße, die sich in tote Tiere verwandeln. Liebesnachrichten, die zu Drohungen werden. Urlaubseinladungen, die sich zu Befehlen entwickeln. Womit soll es enden?

Mit meinem Kopf auf einem Stock? Einer Schusswunde in seinem? Mit mir in der Psychiatrie oder ihm im Gefängnis? Es muss endlich aufhören!

Ich bin müde. Vom Schrubben, vom Überlegen und von den Vorwürfen, die ich mir seinetwegen mache. Seinetwegen, weil ich ihn nicht lieben konnte. Hätte ich können, wäre die Welt jetzt eine andere.

Draußen schleppt sich der Vollmond an den Himmel. Fahles Licht fällt in mein Fenster, als ich vom Boden aufstehe und vor den eigenen Gedanken nach Drinnen fliehe. Geistesabwesend versuche ich, die Erinnerung an das tote Kaninchen mit dem Putzwasser das Abflussrohr hinab zu spülen. Es klappt nicht.

Die Spüle leert sich. Gierig verschluckt das Rohr das blutige Wasser, aber das Kaninchen bleibt mir gegenwärtig. Jagt und hetzt mich in Gedanken. Schneller als ich es einem toten Hasen zugetraut hätte.

Und das nennt er Liebe, denke ich, während der Abfluss ein letztes Mal schluckt, und starre in den Mondschein. Wer das für Liebe hält, hat wahrscheinlich nie geliebt. Wurde wahrscheinlich nie geliebt. Verhält sich monströs, aber ist bemitleidenswert. Tief im Innern eine bemitleidenswerte Person, die niemals Liebe kannte. Aber wieso nehme ich ihn, nach allem, was er mir ange-

tan hat, in Schutz?

Wieso suche ich noch immer nach Rechtfertigungen? Wütend drehe ich den Wasserhahn zu. Stelle den Putzeimer zur Seite, werfe ihn fast um, weil mich das eigene Verhalten erschreckt.

Schluss damit! Schluss mit Rechtfertigungsversuchen, mit Mitgefühl und Selbstvorwürfen. Wieso versuche ich noch immer, Erklärungen für etwas zu finden, das durch nichts, aber auch gar nichts zu rechtfertigen ist?

Vielleicht, weil er trotz toten Kaninchenaugen, trotz Drohungen, trotz Psychoterror noch immer ein Mensch ist. Irgendwo tief im Innern der erfahrene Freund, der Ratgeber, den ich vor all den Jahren in ihm sah.

Ich erinnere mich noch gut.

An sein rotes Cabrio. Unsere Ausflüge und die Freiheitsgefühle, die mir mit dem lauen Wind um die Nase wehten. Wie er lächelte. Als sehe er etwas Großes in mir. Etwas Bedeutungsvolles. Er sah, zu was ich werden wollte. Zu was ich jetzt geworden bin, aber anders als er es gerne hätte, habe ich es nicht ihm zu verdanken, sondern mir.

«Du wirst die Welt verändern», flüsterte er vor all den Jahren, ich konnte ihn im brausenden Fahrtwind kaum hören. «Weißt du womit? Mit deiner Freude.» Und drückte mir ein Küsschen auf.

Er bewunderte mich und jung - vielleicht dumm - wie ich war, schmeichelte es mir. Ein älterer Mann, erfolgreich, der sich von mir bezaubern ließ!

Vielleicht lag es an meinem befreiten Lachen. An den offenen Gesten, der Ausgelassenheit, mit der ich damals lebte. Vielleicht an meinen Freudentänzen, dass er etwas in mir sah.

Sein erstes «Ich liebe dich» ließ nicht lange auf sich warten und ich gab es zurück.

«Als Freund», erklärte ich, «und Vorbild.»

Der erste Fehler, weil er darin er ein offenes Fenster erkannte. Was hätte ich damals schon sagen sollen? Verletzen wollte ich ihn nie und auch gelogen war es nicht: Ich mochte ihn. Mag ihn

noch immer und hätte ihn gerne als Freund behalten. Seinen Geschäftssinn bewundert und mir für meinen Weg Ratschläge von ihm geholt. Aber dann kam alles anders.

Dass er mich missverstanden haben könnte, verdrängte ich lange. Nahm seine Komplimente bereitwillig entgegen und glaubte an Freundschaftserklärungen, als er mir tief in die Augen sah und fragte: «Weißt du, was ich an dir liebe?»

Es war die Art, wie meine Augen glitzern, wenn ich von Dingen spreche, die ich liebe. Das Glühen meiner Wangen, wann immer ich die Kontrolle aufgebe. Mich mutig ins Chaos werfe, ins Unbekannte, und stets darauf vertraue, dass es mich in die richtige Richtung trägt.

Ich war jung und wie in der Jugend üblich, gehörte mir damals die Welt. Er war mehr als zehn Jahre älter und wünschte sich die Jugend zurück, die mir in jeder Faser steckte.

Er wurde süchtig nach dem Leben in meinem Blick: etwas, das er irgendwo auf dem Weg verloren hatte - vielleicht nie besaß. Das in seinem Fall Staub angesetzt hatte wie eine antike Schmuckvitrine und erst wieder leuchten würde, wenn jemand mit Wasser darüberwischt.

«Noch nie habe ich jemanden getroffen, der sich so ehrlich freut wie du», sagte er, als wir uns eines Nachts zum Abendessen trafen. «Keinen, der so mitreißend lacht, so erfrischend, so sorglos.»

Wie viele Sorgen er wohl gehabt haben muss, um mich dafür zu bewundern? Ich erwiderte nichts, aber lachte. Sorglos, mitreißend und gab ihm damit das Gefühl, es in diesem Augenblick nur für ihn zu tun.

Manchmal sah ich das Glitzern meiner Augen auf seine übergreifen. Die Begeisterung, die Lebenslust, die er in mir sah, wenn wir in seinem Cabrio Richtung Freiheit schossen.

Ich war das kühle Wasser, das den Staub von der Vitrine seines Lebens wischte. Das ihn wieder zum Leuchten brachte. Aber was ist davon schon übrig nach toten Kaninchen und Grausamkeit, außer einem düsteren Gefühl und einer verzweifelten Frage:

Wie konnte ich mich nur so in ihm irren?

Hätte ich es nur kommen sehen: das Leid, die Not, die Angst. Das wünschte ich, als ich noch immer mit Kaninchengestank in der Nase in die Laken falle. In Kissen, die kühler wirken als sonst. Das Bett fühlt sich härter an, das Mondlicht dunkler und wie sich Sicherheit anfühlt, habe ich längst vergessen.

Obwohl mir die Augen schwer werden, treibe ich sie voran. Aus dem Fenster bis zum Horizont, weil ich in jeder Sekunde seine Nähe spüre. Sein After-shave rieche, als klebte es seit seiner letzten Berührung auf meiner Wange. Den Klang seiner Stimme höre wie einen Fluch, der mich Tag und Nacht verfolgt.

Ununterbrochen kreisen meine Gedanken um ihn. Öfter, als um meine Freunde, die Familie - die Menschen, die ich liebe.

Marco. Wann immer ich Abends in den Laken liege - mich nach Sicherheit sehne - spült es meine Gedanken automatisch zurück zu ihm. Zu demjenigen, der mich lieben gelehrt hat. Wie ich ihn vermisse. Jeden Tag, jede Nacht und immer dann ganz besonders, wenn ich mich alleine fühle. Alleine so wie heute.

Die Welt ist er für mich gewesen. Eine sichere, die heute nicht mehr existiert. Meine Freunde, die Familie, sogar flüchtige Bekannte: Sie alle sahen mich mit ihm alt werden.

«Eine Schande, dass er keinen Bruder hat», pflegte meine Freundin Anna zu sagen, wenn sie bei einem unserer Mädchenabende mal wieder einem Macho zum Opfer fiel.

Dann schlang sie betrunken ihre Arme um mich und drückte mich fest.

«Ich freue mich so für euch, ihr seid DAS Traumpaar, ihr zwei heißen Feger.»

Das waren wir. Vor Jahren, die sich nach einem anderen Leben anfühlen. Nach anderen Welten, anderen Universen. Vergessen werde ich ihn nie. Stelle mir noch heute das Leben vor, das wir hätten führen können. Das wir gerade leben würden, unbeschwert und frei, wäre uns das Leben selbst nicht dazwischen gekommen.

Mein Blick schweift aus dem Fenster. Nach draußen in die Dunkelheit. Auf der anderen Straßenseite löst ein Marder den Bewegungsmelder aus. Der laue Wind pocht leise gegen die Rollläden - ich erschrecke, weil Geräusche in der Nacht Gefahr für mich bedeuten.

Gerade schieben sich Wolken vor den Mond. Fast genauso unbemerkt wie damals vor meine Liebe zu Marco. Wahrscheinlich wird es heute Nacht regnen, endlich, denn die Sommerhitze macht einem das Denken nicht leichter, und auch der Kaninchengestank aus übervollen Mülltonnen verbessert sich dadurch nicht.

Ich mag Regen. Sein leises Pochen auf den Dächern. Den Geruch, kurz bevor er fällt und das erleichterte Gefühl, das regennasses Gras auf warmer Haut hinterlässt.

Jede Wolke hat ihren Zweck, jeder Regen seine Berechtigung, so liest man es ohne darüber nachzudenken in einem Dutzend Facebook-Sprüchen pro Tag. Abgenutzte Metaphern. Zu oft von Ignoranten gebraucht, als dass man sie noch ernst nehmen könnte, aber eigentlich stimmt es.

Es stimmt für den Regen da draußen und für die Wolken, die sich vor Jahren vor meine Liebe zu Marco schoben. Dass wir keine Zukunft hatten, hatte seinen Grund. Wie ich wünschte, es wäre anders gewesen.

Was ich heutzutage wohl tun würde, wäre ich noch an seiner Seite? Wer ich wohl wäre und wo? Wahrscheinlich wäre es mir egal. Weil ich ihn liebte, so sehr liebte, dass ich mich selbst vergessen hätte. Meine Träume, meine Ziele und den Weg, wenn ich seinen mit ihm gegangen wäre.

«Ich habe jemanden kennengelernt.»

Wenn ich die Augen schließe, steht er vor mir, als wäre es gestern gewesen. Mit diesen Worten. Bedrückten Blicken und reuevoller Miene.

Mir blieb damals das Herz stehen. Das sollte es gewesen sein? Ungläubig starrte ich ihn an. Er liebt mich, dachte ich, liebt mich

bis an unser Lebensende. Jemanden kennengelernt, wo? Wann und wieso hätte er überhaupt wollen, so verliebt wie wir ineinander waren?

«Ich habe es nicht geplant.» Seine Stimme brach bei diesen Worten, bis ich ihn kaum verstehen konnte. «Es ist einfach zu schwierig mit uns und da war sie dann und plötzlich war alles so einfach.»

Sein linkes Lid zuckte. Zuckt immer, wenn er wider Willen die Wahrheit sagt und ließ mich an diesem Tag wissen, dass er es ernst meinte.

Wenn ich ehrlich bin, hatte er Recht. 660 Kilometer. Es ist eine Distanz, an der unsere Liebe zerbrochen ist. Er führte eine Bank in Münster, ich war an meinen Laden in München gebunden. Wir hatten keine Zukunft, weil wir kein Wir mehr waren. Keine Perspektive, weil sein hart erarbeitetes Leben weit entfernt von meinem lag und hätte einer von uns den Kurs gewechselt, wären Vorwürfe vorprogrammiert gewesen. In jedem Streit wäre wieder aufgekommen, dass einer von uns mehr investiert hatte. Mit zerstörerischem Resultat.

Schuldgefühle auf der einen Seite und Reue auf der anderen. Das Gefühl, einen Teil der eigenen Identität - ein Stück von sich selbst - für die Beziehung geopfert zu haben. Unterbewusste Forderungen. Die Erwartung, dass der Partner es wieder gut machen würde und Enttäuschung, weil aufgegebene Zukunftsträume nur schwer wieder aufzuwiegen sind.

Lange hatten wir es zu ignorieren versucht. Hatten über unsere Perspektivlosigkeit hinweg gesehen - die Zukunft ausgeblendet. Dahin getrieben waren wir und irgendwo im Nirwana wieder erwacht. Ohne Halt, ohne Ankerpunkt, ohne Ansatzpunkt für eine gemeinsame Zukunft. Wäre es bloß anders gekommen!

Aber es kam, wie es kommen musste. Er war nur noch er und ich bloß noch ich, aber wer ich ohne ihn bin, konnte ich mir nach unserem Trennungsgespräch nicht einmal vorstellen.

«Liebst du sie?»

Ich fragte es mit Tränen in den Augen, Zittern in der Stimme, schockstarrten Gliedern.

Als er nach meiner Hand griff - mich zu sich ziehen wollte, um mich zu trösten - ließ ich es nicht zu. Starrte ihm mit nassen Blicken bloß in die blauen Augen - dieselben, in denen ich meine Zukunft gesehen hatte.

«Ich glaube, ich könnte», antwortete er mir und wieder zuckte sein Lid, «könnte sie lieben und will es zumindest versuchen.»

Es war gut so, will ich mir einreden. Dass unsere Trennung ihre Gründe hatte. Gute Gründe und dass ich erst ohne ihn zu mir geworden bin. Aber dann sehe ich sie vor mir: die Familie, die wir gegründet hätten. Eine glückliche - so glücklich sogar, dass nichts anderes mehr zählt.

Sicher hätten wir längst Kinder. Zwei wollte er haben: einen Sohn und eine Tochter, damit sie nicht alleine groß werden. Aufgeweckten Nachwuchs, vier und zwei Jahre alt, der morgens in unser Ehebett steigt und den Kopf auf unsere Schultern legt.

Jeden Sonntag wären wir gemeinsam in den Zoo gegangen. Hätten eine Dauerkarte, damit unsere Kinder Tiere nicht im Internet kennenlernen und das Leben nicht durch Filme. In Nächten wie heute stelle ich mir ihr Lachen vor: das sorglose, unbeschwertere Lachen, das nur Kinder haben. Bis die Welt es ihnen stiehlt.

Sie hätten seine Augen gehabt - wie ich seine Augen liebte. Meinen Optimismus, Ehrgeiz – und seine ruhige Art.

Welcher Typ Vater er wohl geworden wäre? Ein besserer als seiner, das ist noch nicht einmal schwer. Ich glaube, ich wäre eine gute Mutter. Hätte ihnen Manieren beigebracht und Größe so wie meine Großmutter mir, aber trotzdem hätten wir sie Kind sein lassen.

Wir hätten sie auf Reisen mitgenommen, bis sie die Welt verstehen. Würden noch immer zu den schönsten Orten aufbrechen: nach Rio, Hawaii und auf die Malediven.

Glücklich wären wir. Sind es in meiner Fantasie und erst wenn

ich die Augen öffne, zerbricht die Familie. Das Kinderlachen verstummt und das Glück löst sich auf wie Brausetabletten in einem Wasserglas.

Es ist gut so, wiederhole ich in meinem Geist. Manchmal so lange, bis ich einschlafe. Gut so, weil ich nie Kinder wollte. Stattdessen eine Karriere, die große Erfüllung. Freiheit – und die will ich bis jetzt.

Einen Freigeist nannte mich meine Großmutter, weil ich mich nicht fangen ließ, nicht halten. Als ich klein war, las sie mir manchmal Märchen vor. Die Schöne und das Biest, Dornröschen und den Froschkönig. Wie viele ich wohl noch küssen muss, bis ich auf einen Prinzen stoße?

Sie tröstete mich, als mir Marco das Herz in Tausend Scherben brach.

«Du wirst wieder lieben, Kind, auch wenn du es dir gerade nicht vorstellen kannst.»

Ihre Hände strichen mir das Haar aus dem Gesicht und in den Blicken trug sie Stärke.

«Aber ich will niemand anderen lieben», schluchzte ich, drückte das Gesicht fest gegen die Matratze, «werde nie jemanden so lieben wie ihn.»

«Vielleicht nicht so wie ihn, mein Herz», nickte sie, «aber noch viel mehr.»

Noch immer spüre ich ihre warme Hand auf meinem Haar, wenn ich mich daran erinnere. Höre die Zuversicht in ihrer Stimme, die Überzeugung.

«Hast du denn gar nichts aus dem Froschkönig gelernt?», fragte sie leise, wann immer ich Liebeskummer hatte. Oft ging in diesen Momenten die Enttäuschung mit mir durch.

«Dass Männer Frösche sind», behauptete ich, aber Verbitterung stößt einer Dame von Welt so übel auf wie abgelaufene Milch.

Deshalb gab sie mir einen liebevollen Klaps. Schüttelte den Kopf, bis ich mich korrigierte:

„Dass man Frösche küssen muss, bevor man seinen Prinzen findet.«

Es ist gar nicht lange her, dass ich in ihrer Küche saß. Eine Tasse Kaffee vor mir, ein Stöhnen auf den Lippen und Ungeduld in den Augen.

«Wie viele denn noch, Oma? Habe ich langsam nicht genügend geküsst?»

Schmunzelnd nahm sie einen Schluck aus ihrer Tasse.

«Etwas mehr Geduld, mein Kind. Alle guten Dinge brauchen ihre Zeit.»

Ich blieb stumm. Wie ich wünschte, ich hätte ihr von meiner Lage erzählt. Hätte ihr gerne gesagt, dass ich dieses Mal keinen Frosch geküsst habe, sondern etwas noch viel Schlimmeres.

Dass ich den Psychoterror nicht mehr aushalte, den ich seit mehr als fünf Jahren ertragen muss. Hätte sie gerne um Rat gefragt, aber trotz unserer engen Beziehung, weiß sie davon nichts. Von ihm weiß sie, aber nichts von seinen Abgründen. Nichts von meinen Ängsten oder den Drohungen und auch sonst weiß niemand davon. Nicht Anna, nicht meine Eltern und schon gar nicht meine Schwester. Ich will sie nicht damit belasten. Bin erwachsen und werde es selber regeln.

Und dann ist da noch diese Angst, eine irrationale, wahrscheinlich unbegründet. Die Angst, dass sie mich verurteilen könnten. Mich schuldig sprechen an der Situation und für immer mit anderen Augen sehen würden.

Sie sind stolz auf mich. Waren es immer. Auf die Boutique, die ich erfolgreich führe. Auf meinen Ehrgeiz, die Erfolge und den Mut, mit dem ich meine Ziele verfolge.

Ganz besonders meine Großmutter. Ich wollte immer so sein wie sie. Stilvoll, elegant und eingehüllt in einen Glanz, der die Welt zum Strahlen bringt. Mit einem großen Herzen und einer weisen Seele. Manieren und dem Talent, das Leben zu genießen.

«Ich habe sie immer bewundert, wollte immer so sein wie sie, aber geschafft habe ich es nie.»

Das sagen Fremde auf der Straße regelmäßig zu mir und ich will nicht zu einer von ihnen werden. Nicht zu einer von denen, die sie aus der Ferne beobachteten, ohne ihrer Klasse je gerecht zu werden.

Vielleicht erzähle ich ihr deshalb nichts von toten Hasen. Nichts von den Drohungen und dem Psychoterror, die mich seit einem halben Jahrzehnt in eine Abwärtsspirale zwingen. Was würde sie wohl tun?

Wie würde sie mit unerwünschten Liebesgeschenken umgehen? Mit nächtlichen Drohnachrichten und einem Ignoranten, der kein „Nein“ akzeptiert?

«Wieso hast du bloß mit ihm geschlafen?»

Das könnte sie mich fragen. Tut es, wenn ich mir vorstelle, wie ich ihr davon erzähle.

«Sarah, Kind, wie hat dir bloß entgehen können, was für ein grauensvoller Mensch sich hinter seiner Fassade verbirgt?»

Ich stelle mir vor, dass sie es mich fragen würde, weil ich mich selbst danach frage. Mich schäme, es nicht erkannt zu haben und dafür verachte, mit ihm geschlafen zu haben.

Anna weiß davon. Von einer ausgelassenen Nacht auf einem Kreuzfahrtschiff. Von gierigen Händen, die mich liebkosten. Belebenden Körpern und Lustbekenntnissen auf dampfbeschlagenen Sauna-Scheiben.

«Hör bloß auf! Wirklich?», fragte sie damals ungläubig. Mit offenem Mund, weit aufgerissenen Augen, als beneide sie mich darum. «Und? Ist es gut gewesen?»

Ich stand ihr schweigend gegenüber. Dachte an Marco und bereute, dass ich mich einem Fremden hingegeben hatte. Heute ist er kein Fremder mehr: Ich kenne ihn und bereue es noch mehr. Genau so könnte ich es Anna sagen, aber traue mich nicht, weil sie mich für ein Vorbild hält. Wie könnte sie wohl weiterhin zu mir aufsehen - wenn sie von allem wüsste?

Von meinem flauen Gefühl. Meiner Paranoia. Dem Ende meiner Kräfte und einem halben Jahrzehnt, in dem ich es ihr ver-

schwiegen habe. Meine dünner werdenden Nerven auf meinen Laden schob. Auf Stress in der Arbeit, durchgemachte Nächte: Ich ließ mir viele Ausreden einfallen, um sein Verhalten zu vertuschen.

Vielleicht hätte ich es anders machen sollen, aber wie handelt man in meiner Situation?

Das Handy. Gerade lag es noch stumm auf dem Nachtkästchen, aber plötzlich klingelt es. Unterbricht meinen Gedankenfluss, bis ich schläfrig aus den Kissen schieße.

Ist er das etwa?

Wer sonst könnte es nach Mitternacht sein? Ich bewege mich nicht. Halte die Luft an und lasse das Telefon auf dem Nachtkästchen liegen. In einem Blaulicht-Schein, der an die Decke schießt. Gegen die Wände und Schatten im ganzen Zimmer wirft. Im Zimmer und in meinem Innern.

Dieser Ton! Das dumpfe Geräusch, das Vibrationen auf einem Kiefernholz-Schränkchen verursachen und der Klang meines Herzschlags, der sich erschrocken überschlägt.

Stell dich nicht so an! Lass dich nicht unterkriegen, mach schon, sieh nach! Tief atmen, langsam vorbeugen und den Mut beweisen, den deine Liebsten an dir bewundern.

Es könnte jemand anderes sein. Vielleicht ist etwas passiert. Deinen Eltern, deiner Großmutter, einem deiner Freunde. Ich gebe den Befürchtungen nach. Wage es und tatsächlich: Es ist jemand anderes!

Anna?

Fast panisch schleudere ich die Decke zurück. Greife nach dem Telefon und lasse es fast fallen, weil ich das Schlimmste befürchte. Einen Unfall, Nervenzusammenbrüche, Auseinandersetzungen mit einem ihrer Machos: Seit jeher zieht sie falsche Männer an wie ein Magnet und könnte in einer ausweglosen Situation gelandet sein.

Hoffentlich ist sie einfach nur betrunken, hat sich vielleicht beim Wählen vertippt oder auf das Telefon in der Hosentasche

gesetzt. Meine Stimme bricht, klingt nach Angst und Sorge, als ich mit zitternden Händen abhebe.

«Alles ok?»

Am anderen Ende: Stille. Ich höre sie nur atmen und fühle mich plötzlich an seine Anrufe erinnert. Nervös setze ich mich auf. Sag schon etwas! Ganz egal was!

«Wer glaubst du eigentlich, dass du bist?»

Ich muss mich verhört haben. Drifte vielleicht im Halbschlaf dahin und bilde mir ihren Anruf bloß ein. Den Anruf und den Ärger in ihrer Stimme, der mit derselben Geschwindigkeit anschwillt wie ein Schlangenbiss.

„Ich habe dir vertraut.» Eine Pause. Schluchzt sie etwa? „Wie konntest du mir das nur antun?»

Mein Mund steht offen, aber die Worte bleiben mir in der Kehle stecken. Soll das ein Scherz sein? Vielleicht hat sie sich tatsächlich verwählt.

«Bist du betrunken?», frage ich heiser und wünschte, mir fiele etwas Besseres ein, aber wer hätte mitten in der Nacht schon so schnell schalten können?

Ich kenne sie betrunken, aber gerade ist sie es nicht. Klingt nüchtern und ernüchternder, als ich sie je erlebt habe.

«Klar, betrunken. Hör doch endlich auf, du weißt genau, was ich meine. Mitten ins Gesicht gelogen hast du mir - für was weiß ich wie viele Jahre.»

Meine Zunge fühlt sich plötzlich schwer an, an der Spitze sogar taub. Weiß sie etwa von ihm? Von mehr als fünf Jahren voller Terror, die ich vor ihr versteckt habe?

«Tut mir leid», flüstere ich perplex, «ich konnte es dir einfach nicht sagen, hatte Angst, dass du mich nie mehr mit denselben Augen ansiehst.»

Ihr Schnauben klingt nach einem Bullen. Furchteinflößend, aber Angst habe ich nicht mehr. Fühle mich eher wie nach einer Mathe-Klausur. Einer unliebsamen Aufgabe. Fallschirmsprünge. Erleichterung, so fühlt es sich an. Wie ein ganzer Berg aus

Steinen, der von meiner Brust rollt. Eine Hand, die mir den Erdball von den Schultern hebt. Nicht meine eigene - ich habe es ihr nicht von selbst gesagt, aber zumindest weiß sie es jetzt. Scheint es endlich zu wissen. Keine Geheimnisse mehr! Nur wie hat sie es erfahren? Wer könnte es ihr gesagt haben? Keiner weiß es, niemand - nur er.

«Angst, dass ich dich nicht mehr mit denselben Augen ansehe?»

Sie klingt wie eine Teekanne aus Edelstahl, die beim Erhitzen auf dem Herd zu pfeifen beginnt. Erst leise, immer lauter und plötzlich geht sie über.

«Spinnst du eigentlich, natürlich nicht, wie auch, wenn du etwas so Privates einfach weitererzählst?»

Der Berg aus Steinen rollt langsam zurück. Ich spüre sie wieder auf mir, die Erleichterung weicht Verwirrung.

«Privates über DICH?», frage ich verständnislos. «Wie käme ich denn dazu?»

Ihr Stöhnen sagt alles. Enttäuscht, verraten, fassungslos.

«Frag ich mich auch und du wusstest genau, dass es das Einzige ist, das ich niemandem sagen kann, schon gar nicht meinen Eltern und dann schreibst du ihnen einen Brief.»

Die Abtreibung! Es muss um die Abtreibung gehen, das hätte ich niemals. Niemals irgendetwem erzählt - schon gar nicht ihren Eltern.

«Um Gottes Willen, Anna.»

Die restlichen Worte verunglücken auf dem Weg nach draußen, kommen nur in Fetzen an. Stotternd und abgehakt stolpern sie heraus.

«Das... Tut mir so leid für dich. Was haben sie, ich meine, wie haben sie reagiert? »

Es knackt. In der Leitung und in ihrer Kehle.

«Hör bloß mit dem Getue auf, was denkst du denn?», erwidert sie, noch immer mit pfeifender Stimme. «Streite es bloß nicht ab, nur du wusstest davon.»

Und plötzlich schweigt der Hörer.

Aufgelegt.

Das hat sie noch nie, nicht einmal, als ich ihren Männergeschmack in Frage gestellt habe und - bei Gott - das habe ich oft genug. Meine Finger rutschen nervös über den Touchscreen. Rufen sie zurück, weil ich mich erklären will. Will ihr sagen, dass ich sie niemals verraten hätte, aber sie hebt nicht mehr ab.

Mit dem Handy in der Hand sitze ich im Bett und starre die Schatten im Zimmer an. Minutenlang. Der da hinten sieht aus wie eine Hexe: reitet auf einem langen Besen und fast kann ich das satanische Lachen hören. Ich habe es niemandem erzählt. Hätte es niemals, nicht einmal im Streit, und davon hatten Anna und ich genug.

Die SMS!

Plötzlich sehe ich sie vor dem geistigen Auge: «Danke für alles. Die Abtreibung hätte ich ohne dich nie gepackt.» Eine betrunkenen Nachricht, die sie mir vor all den Jahren kurz nach dem Eingriff geschrieben hat. Er muss sie gelesen haben! Hat damals wahrscheinlich mein Handy durchgesehen - ich ließ es manchmal im Zimmer liegen, wenn ich den Raum verließ - und die Nachrichten studiert. Die von Anna und alle anderen. Das wird sie mir nie vergeben! Hat er mir nicht schon genügend angetan?

Wie weit wird er noch gehen, was wird ihm wohl noch einfallen, um mir das Leben zur Hölle zu machen? Tage muss es ihn kosten, ganze Monate, Jahre, um Taktiken wie diese zu entwickeln. Und ich: Ich merke nichts davon, bis es längst zu spät ist.

Plötzlich erinnere ich mich an einen Zoo-Besuch aus meiner Kindheit. An meinen weit offenen Mund, als die Falkner von ihren Eulen erzählten. An meine staunenden Augen und die Faszination.

«Die leisesten Jäger der Welt», höre ich sie sagen, «spüren den Herzschlag ihrer Beute sogar unter Schnee. Sehen ihr Opfer kilometerweit.»

Ich berührte sie. Strich über ihre Flügel, ungestört, denn für

sie war ich kein Opfer. Die ganze Zeit über blieben ihre Augen auf der Beute fixiert, die irgendwo unter der Erde ahnungslos zu leben versuchte.

«Mäuse», erklärten die Falkner, als sich die Eulen von ihren Armen erhoben und ohne einen Laut hinab schossen, um sich mit 200 Kilo Druck- und Presskraft pro Fuß zu holen, was sie haben wollten.

Damals dachte ich nicht darüber nach, wie sie sich fühlen. Beutetiere, die sich in ständiger Bedrohung unter der Erde verstecken und trotzdem nicht vom Radar des Jägers verschwinden: wohin sie auch gehen.

Heute weiß ich, dass sich ihr Körper mit Stresshormonen füllt. Dass ihre Herzen rasen. Ihr Puls beschleunigt und ihre Muskeln verkrampfen. Ich weiß es, seitdem ich eins von ihnen bin: ein Beutetier, stets auf der Flucht vor einem Jäger, den es nicht kommen hört. Den es erst dann bemerkt, wenn er es am Nacken packt und aus der Erde zieht. Kämpfen oder fliehen. Für Beutetiere eine Überlebensfrage.

Binnen Sekunden entscheiden sie unter dem Einfluss von Adrenalin, wofür sie ihre Energien aufwenden sollten, um noch eine Chance zu haben. Um ihm zu entgehen. Ich bin ihnen unterlegen, denn anders als ihr Jäger ist meiner unberechenbar. Wo ich ihm als nächstes begegne, wann er zum nächsten Mal angreift, was er plant: Nichts davon weiß ich, bevor es passiert.

Ich kann nicht entspannen - niemals. Nicht nach draußen gehen, ohne über meine Schulter zu sehen und erkenne die Bedrohung trotz Schulterblicken zu spät.

Nie hätte ich vorausgesehen, dass er nach einem halben Jahrzehnt eine Textnachricht ausgräbt, die ein Geheimnis enthält, und sie gegen mich verwendet. Damit ich mich noch einsamer fühle? Um einen Keil zwischen mich und einen Menschen zu treiben, den ich liebe? Hätte das tote Kaninchen für heute nicht gereicht? Oder die Nachricht von heute morgen: «Antworte endlich, sonst wirst du's bereuen»?

Es ist nicht die einzige am heutigen Tag gewesen. Bei einer bleibt es nie. Er will sich mit seinem Terror in den Mittelpunkt meines Lebens drängen. Mit plötzlich klingelnden Telefonen, nächtlichen Nachrichten, hilflosen Klingel-Schreien, hinter denen sich ein Monster verbirgt.

Aber irgendwann war er ein Mensch. Irgendwann vor der Kreuzfahrt, auf der sich unsere Wege kreuzten. Bevor er mich liebte und dieses Wissen macht mich krank.

Wieso, wodurch und wann habe ich aus einem Menschen ein Monster gemacht?